

(Nachdruck verboten.)

## 5] Der Alte vom Berge.

Roman von Grazia Deledda.

Die Gemüter erhitzen sich, doch mehr oder minder willig führten alle die ihnen auferlegten dummen Bußen aus.

Der Flötist mußte mit einem Besen tanzen und machte gute Miene dazu; er erhielt seine Flöte wieder und glaubte fertig zu sein, als Paska ausrief:

„Wem gehört diese Birne?“ und mit spitzen Fingern den kurzen Stiel einer prächtigen Birne emporhielt.

„Zum Teufel!“ rief der Flötenspieler und betastete seine Taschen. „Die gehört mir! Ihr habt sie mir gestohlen!“

„Wie? Sie führen Lebensmittel in Ihren Taschen mit sich? Was haben Sie noch? Brot? Käse? Lassen Sie doch einmal sehen, Sie Idealist!“

„Sie gehört mir! Nein, mir! Gib sie mir, Paska Carta, gib sie mir!“ riefen die Buben.

Der junge Mann wurde rot — aber nun gerade wollte er seine Birne wieder haben und unterwarf sich deshalb der ihm zuerkannten Strafe. Er mußte hinziehen und ein langer junger Mensch schrieb ihm einen „Brief“ auf den Rücken: allerlei Schimpfworte, zu denen kräftige Püffe die Interpunktion bildeten.

„Wäre ich doch an seiner Stelle!“ dachte Melchior. „Aber warum läßt er sich knuffen? Und in den ist die Kärrin verliebt? Ist denn nicht mein Ziegenbock besser als der da? Und sind meine Ziegen nicht verständiger als dieser ganze Haufen Narren?“

„Die Birne wird hiermit ihrem Eigentümer wieder zugestellt,“ sprach Paska feierlich, als der junge Mann aufstand und sich die schmerzenden Schultern rieb.

Aber inzwischen hatten zwei junge Damen die Birne geteilt und verspeist.

Er machte zu dem allen eine gleichgültige Miene, doch zog ein Schatten über sein Gesicht, und obgleich man dagegen protestierte, fing er von neuem an, grausam seine Flöte zu blasen.

„Wem gehört dieser Fingerhut?“ Ein silberner Fingerhut glänzte auf dem kleinen Finger des jungen Mannes in Hemdsärmeln.

„Es ist der meine!“ sagte Paska.

„Es ist der meine,“ dachte Melchior und erkannte traurig seine letzte zärtliche Gabe. Jene Erinnerungen und die Demütigung, sein Geschenk in den Händen derer zu sehen, die ihn so unglücklich machten, brachten ihn von neuem auf.

„Wenn Du ihn wiederhaben willst, schöne Paska, so erzähle uns eine Geschichte.“

„Eine Geschichte? Welche?“ sagte sie für sich und erhob ihre Arme, um sich das Kopftuch zurechtzurücken. Bei dieser Bewegung erschien ihre Büste wundervoll modelliert durch das Hemdband und das rotamante Nieder, und in die Gefühle, welche Melchior bestürmten, mischte sich jetzt noch das sehnsüchtige Verlangen, die schmiegsame Gestalt, die er als ihr Verlobter so oft mit Entzücken im Arm gehalten hatte, wieder zu umfassen.

Wer trennte sie jetzt? Wer hinderte ihn, hervorzuspringen, zu ihr zu eilen und Paskas frohes Herz wieder mit der alten Singabe an dem seinigen schlagen und ihren frischen Mund auf seinen Lippen zu fühlen? Wer hatte sie getrennt? Die lächerlichen, albernern Menschen, die da um das Feuer schwirrten wie Nachtfalter um das Licht! Er fühlte Kraft und Mut, sie alle zusammen in die Flamme zu werfen, daß sie hoch aufschlüge und nur noch ihm und Paska leuchte, an die er triumphierend die Frage richten würde: Und nun?

„Erzähle uns die Geschichte von der Henne,“ sagte Efsio, Paska am Kleide ziehend.

„Nein, die vom Hahn, der kein Ei gelegt hatte.“

„Lieber die von der Henne, die ein Ei gelegt hatte.“

„Nein,“ sagte Paska, und ihre klare Stimme überdönte den Lärm, „ich will die Geschichte vom Zauberer erzählen.“ Sie begann: „Es war einmal ein Knabe mit Namen . . .“

„Antonneddu,“ sagte der faustische Stimme ihres Herrn.

„Nein, so nicht, sondern . . .“

„Melchior?“

Melchior erbebte beim Klang seines Namens. Wer hatte ihn genannt? Wer spottete seiner? Keiner von denen, die dort standen; die Stimme kam von einem der am Boden liegenden Männer, die er nicht sehen konnte.

„Nun ja, Melchior,“ sagte Paska mit herausforderndem Blick. Er . . .“

„Das ist zu arg,“ sagte der Hirt bei sich, und das Feuer schien ihm blutiger rot.

„Er trug eines Tages Holz vom Berge hinunter . . .“

„Wie denn? War er nicht ein Hirt?“ fragte die Stimme von vorhin.

„Ach was, Hirt! Es war ein Knabe, ein Bauer. Da begegnete ihm die böse Orca. Der Knabe fürchtete sich . . .“

„Das will ich glauben!“

„Wie sah die Orca aus?“ fragte Efsio leise, der, an Paskas Knie geklammert, aufmerksam lauschte: „Hatte sie auch Zähne?“

„Und was für welche! Zähne so lang wie Spieße, und so lange Augenwimpern, daß sie sie mit Stöcken in die Höhe halten mußte!“

„Armer Melchior!“

„Meine Ahnung sagt mir, daß in dieser Geschichte Schlüssel vorkommen,“ sagte die näselnde Stimme.

Und immerfort erklang die Flöte dazwischen.

„Wohin gehst Du, mein Schäfchen?“ fragte die böse Orca.

„Wenn Du mit mir kommst und mir dieses Holz verkaufst, so gebe ich Dir einen Korb Brot, der immer voll bleibt, soviel Du auch daraus nimmst.“ Der arme Junge, der immer Hunger hatte, ließ sich verlocken und ging, unter der Last seines Holzbindels gebückt, hinter ihr her. Die böse Orca schritt schnell dahin und segte den Boden mit ihren Augenwimpern . . .“

„Jetzt höre aber einmal auf mit Deinem Zweig; siehst Du nicht, daß Du mir allen Rauch in die Augen treibst?“ rief Paska, schloß die Augen und wandte das Gesicht ab.

„Der Rauch zieht immer zu den Schönen und Braven,“ sagte ihr Herr.

Nemand sagte den Knaben, drängte ihn fort, und Paska erzählte weiter.

„Also, die Orca trottete weiter und endlich kam sie an ihr Haus. Da nahm sie den Knaben und sperre ihn in eine Kiste. Sie wollte ihn mästen und dann essen. Alle Tage befohl sie ihm, seinen Finger durch ein Loch zu stecken; aber der Knabe zeigte ihr einen Mäusechwanz, den er in der Kiste gefunden hatte.“

„Aber . . . was bekam er denn zu essen?“ fragte Efsio leise und zupfte Paska am Kleide. „Und konnte die Orca ihn nicht sehen, wenn sie die Kiste aufmachte?“

„Ach, laß mich, das weiß ich nicht. Also als die Orca sah, daß er gar nicht dicker wurde, holte sie ihn aus der Kiste heraus und befohl ihm, die Arbeit für sie zu tun. Sie übergab ihm hundert und einen Schlüssel . . .“

Der Herr lachte laut und sagte: „Habe ich nicht gesagt, daß Schlüssel darin vorkommen . . .“

„Lassen Sie mich doch erzählen, Herr! Also sie übergab ihm hundert und einen Schlüssel und sagte: Siehst Du diese Schlüssel? Öffne alle Türen, die Du mit diesen hundert Schlüsseln anschießen kannst, aber hüte Dich, die zu öffnen, zu der . . .“

„Der hundertunderste paßt! Was schloß denn dieser hundertunderste auf?“ rief es von verschiedenen Seiten, und Pfeifen, Lachen und dreiste Scherze erklangen.

Melchior kniff die Augen zusammen, um Paska deutlicher zu sehen, und es schien ihm, daß sie errötete, vielleicht weil er selbst rot wurde. Ein wilder Grimm schnürte ihm die Kehle zu gegen alle die, ihn fern glaubend, ihn feige verspotteten, aber auch gegen Paska, die das duldete.

„Ist Deine dumme Geschichte noch nicht zu Ende?“ stöhnte er. „Ach werde sie aber zu Ende bringen, und das noch diese Nacht, Du Kröte, Du Schlange!“

„Also der Junge nahm die Schlüssel und öffnete jene Tür nie. Aber er mußte immer an das denken, was dahinter verborgen sein könnte, und von Tag zu Tag wuchs seine Neugier. Endlich konnte er nicht mehr widerstehen und schloß die Tür auf; doch bleich vor Schrecken stürzte er fort, denn das Zimmer war ganz voll von Menschen, welche die Orca abgenagt

hatte. Und ganz hinten stand ein kleiner Teufel, der die Knochen in einem steinernen Mörser zerstampfte . . .  
 „Was tausend!“ sagte der junge Mann in Hemdärmeln, „auch die wußte sie zu verwenden?“  
 „Sie wird wohl das Pulver verkauft haben, um es unter den Zucker zu mischen und unter das Mehl für die Maffaroni . . .“

Der kleine Efsio tat den Mund auf, doch er konnte nicht sprechen, denn er war nicht weniger erschrocken als der junge Knecht der Orca.

„Also, als der Knabe entsetzt fortgelaufen war, hinterbrachte es der kleine Teufel der Orca, daß jener das Zimmer geöffnet hatte. Da packte die Orca den Knaben und wollte ihn töten; schließlich aber ließ sie ihn unter der Bedingung am Leben, daß er ihr jeden Abend einen Christenmenschen zu essen gebe. Was sollte der arme Junge nun tun?“

„Und wie wollte sie ihn haben, am Spieß gebraten oder gesotten, Pasta, o Pasta?“

„Gefacht!“ rief sie; „einfach abgelocht. Der Junge wußte nicht, was anfangen. Denkt nur einmal! Jeden Abend einen Christenmenschen herrichten und ihn vorher auch noch totschlagen, das ist gewiß keine leichte Sache, und gar für einen Knaben. Die Orca ging fort und sagte: „Weh Dir, wenn ich mein Mahl nicht bereit finde!“ Und der arme Junge weinte und weinte. Inzwischen wurde es Nacht und die Sterne kamen hervor . . .“

„Was haben die Sterne damit zu tun?“

„Ja, wirklich! Was haben die Sterne damit zu tun, wenn es Nacht wird,“ sagte sie spöttlich.

„Ein bißchen Poesie . . .“

„Die die Erzählung würzt wie jenes Pulver die Maffaroni . . .“

„Der Himmel sah aus wie ein Sieb, ganz von Sternen durchlöchert . . .“

„Merkwürdiger Vergleich . . .“

„Kurz, es war Nacht, und der Junge wußte nicht, was anfangen. Da hörte er ein Geräusch . . .“

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

## Vogelschutz.

Die Vogelwelt Deutschlands ist seit einer Reihe von Jahren sowohl an Arten- wie an Individuenzahl im Abnehmen begriffen. Vieleselbst Umstände sind daran schuld. Eine der Hauptursachen ist die umfangreiche Nachtstellung, der ein Teil unserer Zugvögel in Südfrankreich, in der Südschweiz und in Italien ausgesetzt ist, und die Massenmorde, die unter unseren Zugvögeln auf den Mittelmeerinseln angerichtet werden.

Vor allen anderen Vogelarten sind es die Gartenammer, die Waldschnepfe und die Wachtel, die an den Ufern und auf den Inseln des Mittelmeeres zu Tausenden umgebracht werden, während in den lateinischen Ländern unsere besten Sänger und Gewürzvertilger, die Grassmücken, Laub- und Rohrfräßer, Lerchen, Wachtelzän, Pieper, Schmäher, Buchfinken, Schwalben, Drosseln und Braumellen der gemeinen Jagd zum Opfer fallen. Die Bestrebungen, ein internationales Vogelschutzgesetz durchzusetzen, haben noch keinen greifbaren Erfolg gehabt.

Bevor Deutschland den Vogelmassenmord im eigenen Lande, wie er sich nach dem Verbot des Vögelns und der Meisenhütten noch im Dohnenstiel und in dem Sammeln der Kiebitze erhalten hat, nicht ganz beseitigt, haben wir keine Ursache, so verächtlich von den Südeuropäern zu reden, denn der Kiebitz ist ein durchaus nützlicher und sehr dekorativer Vogel, und die Drosseln sind nicht nur äußerst nützlich, sondern zum größten Teil gute Sänger. Und sechzig Prozent der bei uns gefangenen Drosseln sind vorzügliche Sänger, so Sing- und Mispeldrossel, Schwarz- und Ringdrossel.

Abz nicht nur die jährlichen Massenmorde sind an dem Rückgange unserer Vogelwelt schuld, sondern fast ebenso sehr die Veränderungen, die in den letzten Jahrzehnten die Landschaft erfahren hat. Der Ackerbau ist intensiver geworden, läßt Bäumen und Büschen im Felde keinen Platz mehr, setzt an die Stelle der Heide den Drahtzaun; die Zunahme der Verkoppelungen schwächt unsere Vogelwelt ganz bedeutend; die Modernisierung des Forstbetriebes, die sich schon auf den bäuerlichen Gemeinde- und Eigenwald erstreckt, nimmt den Höhlenbrütern durch die Ausmerzungen hohler Bäume und den Buschbrütern durch das Ausroden des Unterholzes die Nistgelegheiten; die Urbarmachung der Brüche und Moore, die Trockenlegung der Wasserlöcher, die Begradigung der Wasserläufe, die Verbesserung der sauren Wiesen beschneidet vielen Sumpf- und Wasservögeln die Lebensbedingungen; der Steinbruchbetrieb bringt in die stillsten Bergtäler ein, die Bohrungen auf Erdölbrüche bringen Leben in die verlassendsten Gegenden, der täglich zunehmende Verkehr, das Fahrrad und die moderne Touristik erschließen dem stadimiden Menschen heute Gebiete, die früher höchstens der Jäger und Forscher besuchte,

und so wird mancher Vogel, der die unberührte, ursprüngliche Landschaft liebt, von der Kultur fortgetrieben.

So sind der zierliche Goldregenpfeifer und seine nächsten Verwandten schon seltene Erscheinungen unserer feuchten Heiden geworden, immer mehr nimmt die Anzahl der Wasservögel ab, die Kiebitze haben eine erschreckende Verringerung erfahren, die Waldschnepfe brütet ganz vereinzelt bei uns, ebenso Rohrdommel und Ibergreifer, die herrliche Blauracke kommt nur noch in wenigen Gegenden Deutschlands vor, der sonderbare Wiedehopf stirbt immer mehr aus, ebenso der Kottopfwürger, auch der Flötenfistel des Waldes, der Pirol, ist in der Abnahme begriffen, und immer ärmer wird in jedem Jahrzehnt die Vogelwelt Deutschlands.

Nur wenige Vögel haben es verstanden, sich den veränderten Daseinsbedingungen anzupassen. Einige Buschvögel, wie Sumpfrohrsänger und Dorngrasmücke, sind Getreidebrüter geworden; zwei echte Waldbögel, die Amsel und der Star, die in modernen Walden nicht mehr genug Bruthöhlen und Dickichte fanden, haben sich gänzlich an das städtische Leben gewöhnt; die schone Ringeltaube wurde ein Dresdener Bürger, der noch schwere Schwarzspecht brütet seit Jahren in Hamovers Stadtwald, und das Teichhuhn siedelt sich mitten in den Großstädten an, wo es einen Brutplatz findet.

Einige Steppenvögel vermehren sich in dem Maße der Abnahme des Wald- und der Zunahme des Steppenscharakters Deutschlands, wie die Grauanmer und die Haubenlerche; eine südliche Art, der Gierlich, rückte schon weit nach Norden vor, in Ostpreußen zog die Habichtseule ein, in Schlesien und Thüringen der Ibergreifer; das asiatische Steppenhuhn hat schon mehrfach Vorstöße bis nach Westdeutschland hin gemacht und wird sich früher oder später bei uns einbürgern; doch kommen diese wenigen Zugänge von meist unscheinbaren Formen gegen die allgemeine Verarmung der deutschen Vogelwelt wenig in Betracht.

Diese Abnahme wird zum großen Teil auch durch die Zunahme der Jagdleidenschaft bewirkt. Die Verteuerung der Jagdpachten bringt es mit sich, daß die Jagdpächter alle Mittel aufbieten, um die Jagdpachten ertragreich zu gestalten, und es darauf absehen, die wirklichen und vermeintlichen Feinde des Niederwildes nach Möglichkeit auszurotten. So ist es schon so weit gekommen, daß vier wirklich schädliche Räuber, Hühnerhabicht, Wanderskalke, Uhu und Kollrabe so selten in Deutschland geworden sind, daß man ihre Horstplätze fast alle kennt; der durchaus jagdschädliche Schreiadler ist wie der einsam lebende Schwarzstorch fast überall schon ausgerottet; der Gabelweih wird von Jahr zu Jahr seltener, und wenn nicht ein alter Unglaube den Storch und das Geseh den Turmfalke und die Eulen schützte, so würde ihre Zahl auch schon sehr gering sein.

Nicht immer sind es hegerische Gründe, die den Jäger veranlassen, das Flugraubzeug zu bekämpfen, in den meisten Fällen sind es eine Gedankenlose, durch nichts entschuldbare Schießwut, die den Mann mit der Plinte in der Hand dazu führt, auf alles Dampf zu machen, was unter die wissenschaftliche Gruppe der Raubvögel gehört. Obgleich schon oft genug von tüchtigen Forschern und einflussvollen Jägern der Beweis geführt ist, daß die drei bei uns vorkommenden Bussardarten von dem größten Nutzen für die Forst- und Landwirtschaft sind, knallt mancher Schießer jeden Bussard herunter, den er in Schußnähe hat, und wirft den toten Vogel dann fort.

Schon seit längerer Zeit sind in der Jagdpresse Versuche gemacht worden, diesen öden Vandalismus zu bekämpfen, und seit einem Jahre mehrten sich die Stimmen, die für eine Schonung der nützlichen und gegen eine völlige Ausrottung der schädlichen Raubvögel eintreten und zwar unter ausdrücklicher Betonung des ästhetischen Momentes. Denn es ist unlegbar, daß ein kreisender Bussard, eine fliegende Weihe, ein dahinstolzierender Storch den Reiz einer Landschaft sehr verstärken, und das zu dem Walde das Kreischen des Hähers und der Ruf des Raubvogels ebenso sehr gehört, wie der Finken Schlag und der Drossel Lied, und der geringe Schaden, den die Wasseramsel und der Eisvogel der Ebbelsterei, der Pirol und Kernbeißer dem Kirschenbau bringen, wird reichlich wett gemacht durch die Töne und Farben, mit denen sie das Bachufer und den Wald bereichern.

Nachdem in der Jägerwelt sich schon eine Reaktion gegen die von ihr ausgehende Verödung der einheimischen Natur gezeigt hat, ist jetzt auch die preussische Regierung auf denselben Standpunkt gekommen. Eine ministerielle Verfügung spricht sich gegen die völlige Ausrottung selbst der größten Raubvögel, der Adler, aus, da diese bei der Seltenheit ihres Vorkommens keinen nennenswerten Schaden an Nutzwild und Hausgeflügel anrichten können; eine andere Verfügung empfiehlt den Verwaltern fiskalischer Reviere und den Domänenpächter Schonung und Neuanlage von Kornheiden und Feldböschungen, und ein Mitglied der biologischen Abteilung für Land- und Forstwirtschaft am kaiserlichen Gesundheitsamte, Dr. G. König, tritt in seinen kürzlich herausgegebenen „Untersuchungen über die Nahrung unserer heimischen Vögel, mit besonderer Berücksichtigung der Tag- und Nachtraubvögel“ sehr entschieden für die Schonung unserer meisten Raubvögel ein.

Am Tausenden von Magen- und Gewölunterforschungen und an sorgfältig angestellten Fütterungsversuchen weist dieser Forscher nach, daß fast alle Raubvögel, Wanderskalke, Habicht und Sperber ausgenommen, der Land- und Forstwirtschaft so viel nützen, daß ihr meist sehr geringer jagdlicher Schaden dagegen ganz bedeutungslos ist, und er weist sogar nach, daß unter Umständen die völlige Ausrottung eines sehr schädlichen Räubers schwere wirtschaftliche Folgen haben kann. In einem sächsischen Forstrevier hatten sich nämlich

nach Vertilgung aller Hühnerhabichte die Eichelhäher und Eichelhäher so stark vermehrt, daß Eichelhasen kaum mehr hoch zu bringen waren.

Auch das ästhetische Moment führt der Verfasser an und verlangt die Schonung des Schrei- und Fischadlers, der Milane, der Weihen und der kleinen Falken aus diesem Grunde, während er für die völlige Schonung der Bussarde eintritt, weil alle Bussardarten in der Hauptsache von Mäusen leben und also, wie sämtliche Eulen, der Uhu ausgenommen, nur Mäuse bringen. Auch die Habichtseule Ostpreukens, die in der Jagdprelle als böser Jagdschädling vertrieben wurde, verzehrt größtenteils Mäuse. Der barbarischen Unsitte, die Raubvögel in Pfahleisen zu fangen, in denen die unglücklichen Geschöpfe oft tagelang sich abplattern, tritt Dr. König scharf entgegen.

Die Befürchtung, die Kleinvogelwelt könnte unter der Zunahme der Raubvögel leiden, ist hinfällig, denn erstens duldet kein Räuberpaar ein anderes seiner Art in seiner Nähe, dann ist auch die Vermehrung der fliegenden Räuber recht gering, und drittens weiß jeder Naturbeobachter, daß eine Gegend mit reichem Vogelleben stets viele Raubvögel beherbergt, nicht, weil die Räuber von den kleinen Vögeln angezogen werden, sondern weil dort, wo viele kleine Vögel vorkommen, auch ein Ueberfluß an Mäusen, Reptilien, Amphibien und großen Insekten ist, die in der Hauptsache den Räubern zur Nahrung dienen. —

Hermann Löns.

### Kleines feuilleton.

b. Tierleben in der Wildnis. Das Leben der Tiere nicht in der Gefangenhaft, im zoologischen Garten, sondern im freien Zustande der Natur, in ihrem heimatischen Walde oder der Steppe, zu bekaufen, gehört zu den reizvollsten Aufgaben des Tierfreundes und Tierforschers. Der bekannte Afrikaner Schillings hat es unternommen, das Tierleben in der Wildnis Deutsch-Ostafrikas aufs genaueste zu erforschen und zwar nicht nur mit den gewöhnlichen Hilfsmitteln des Jägers, der das Wild beschleht und beobachtet und allenfalls nach der Natur auch zeichnerisch darstellt, sondern unter Zuhilfenahme des mächtigen wissenschaftlichen Forschungsmittels der neuesten Zeit, der Photographie. Das bekannte optische Institut von Görg in Friedenau hat die vollendeten Apparate geliefert, mit denen ausgerüstet Schillings zu wiederholten Malen nach Afrika zog und eine Ausbeute von Momentaufnahmen von Tieren in der Freiheit, unter ihren natürlichen Lebensbedingungen, mitbrachte, wie sie bisher ganz einzig in der Welt dasteht. Nicht einmal das Leben unserer heimischen Tierwelt besitzen wir in so naturgetreuer Darstellung, wie sie die Aufnahmen Schillings aus Deutsch-Ostafrika zeigen. Der Leiter des Berliner Zoologischen Gartens, Dr. Hed, führte einen Teil dieser Naturstudien, wie er sie zutreffend nannte, am Montag abend in der Urania einem zahlreichen Publikum vor. Genauer sind sie von Schillings selbst in seinem Werke „Mit Wähe und Blitzlicht“, Leipzig, Vogelkänder, das Schillings Reisen in Afrika schildert, besprochen und erläutert.

Das Leben der Vogelwelt zeigte eine Reihe sehr wohlgeunger Aufnahmen. Neben den seltsamen Bissen gewahren wir auch einen lieben Bekannten aus unserer Heimat, den lieben Storch, der auch in Ostafrika in großen Scharen auf Wiesen bei Sümpfen zu finden ist, zuweilen mit seinem Verwandten, dem Marabu, gefellt.

Einen prächtigen Anblick gewähren die Flamingos, die man wegen der Rosa-Färbung ihres Gefieders die Seerosen Ostafrikas genannt hat.

Die Raubvögel sind durch zwei Geierarten repräsentiert. Zu vielen Hunderten stürzen diese Lastiere herbei, wenn irgendwo der Kadaver eines Tieres liegt. Sonst ziehen sie einsam ihre Kreise hoch in der Luft, aber: „Wo ein Aas ist, da sammeln sich die Geier“, sagt das Sprichwort zutreffend; denn hat sich erst einer eingestellt, so treffen unaufhörlich weitere ein, bis ein Gewimmel von Hunderten vorhanden ist. Man hat hieraus geschlossen, daß die Geier einen besonders feinen Geruch hätten, so daß sie das Aas bis in die größten Entfernungen wittern. Dem ist jedoch nicht so; das Auge allein leitet sie auf ihrem Fluge. Freilich können nicht alle von ihren verschiedenen Standpunkten dasselbe Aas erblicken, wohl aber sieht einer den anderen pfeilschnell nach unten stürzen und folgt ihm sofort.

Sehr schwer sind die Strauße zu beschleichen, da auch sie scharfe Augen und wegen ihrer Größe einen weiten Ueberblick haben; gern weiden daher die Zebren in ihrer Nähe, indem sie sie als Wächter vor herannahender Gefahr benutzen. Trotzdem ist es Schillings gelungen, einige treffliche Aufnahmen dieser scheuen Vögel zu erhalten.

Noch interessanter stellt sich das Leben der Säugetiere in den Photographien dar. Straßen, Antilopen der verschiedensten Art, das gestreifte Zebra, der afrikanische Verwandte unseres Pferdes, ebenso der Verwandte unseres Minses, das Gnu, sind einzeln und in ganzen Heerden auf der photographischen Platte festgehalten. Auch von dem wilden stoffenwiesel gelang es, ein prächtiges Exemplar zu photographieren; es war dies ein ganz besonderes Bagnis, dessen Gelingen um so wertvoller ist, als dieses prächtige Tier beinahe schon ausgestorben ist. Dasselbe gilt leider auch von den Elefanten, von denen mehrere sehr große Exemplare sich auf den Platten be-

finden, auf einer zwei akte, mindestens 100 Jahre alte Tiere zusammen mit einer Giraffe inmitten des Waldes.

Ein besonderes Interesse erweckt das nächtliche Leben der afrikanischen Raubtiertwelt. Im Exenen aus diesem Leben photographisch zu erhalten, mußte sich Schillings des Nachts an die Tranten heranschleichen, dann ließ er plötzlich ein Blitzlicht aufflammen und bekam so alles, was sich vor dem Apparat befand, auf die Platte. Um jedoch die geeignetsten Momente für das Aufflammen des Lichtes zu erhalten, wurden in sehr sinnreicher Weise Schüre vom Apparat nach den Orten gezogen, die die Tiere passierten, so daß beim Betreten der Schüre das Aufflammen des Lichtes bewirkt wurde. Auf diese Weise sind Nashörner, Flußpferde, Schakale, Leoparden, Löwen u. a. in freiestem Zustande auf die photographische Platte gebannt worden. Ueberaus charakteristisch ist ein Bild, das drei Löwinnen an der Trante zeigt; an der einen ist noch keine besondere Aufregung wahrzunehmen, die zweite dagegen starrt wahrhaft entsetzt in das plöbliche Licht, und die dritte hat sich bereits zur Flucht herumgeworfen.

Prächtig ist ein Bild, das einen ruhig und majestätisch im Walde dahinschreitenden Löwen zeigt. Wüßte man nicht, daß man thatsächlich eine Photographie vor sich hat, so würde man das Bild für eine wohl gelungene Darstellung eines meisterhaften Malers halten.

Um das Raubzeug anzuloden, warf Schillings auch Köder a is, bei dessen Verührung das Licht aufflammte. Für die Schakale und Ghänen genügte hierzu Aas, und die Bilder zeigen dieses Gefindel unter den Raubtieren in den verschiedensten charakteristischen Stellungen, zum Teil tödlich erschreckt durch den plötzlichen Lichtschein.

Um Löwen zu locken, mußte lebender Köder benutzt werden. Schillings verwandte dazu kranke Tiere, die so wie so einem baldigen Tode verfallen waren. Im letzten Moment wurden sie häufig noch durch das aufflammende Licht gerettet. So erkennt man deutlich bei einer anspringenden Löwin, wie sie sich erschreckt jäh wendet. Auf einem anderen Bilde ist eine Löwin in gestrecktem Sprunge festgehalten, eine Wirkung des Lichtes ist hier noch nicht wahrzunehmen, doch ist auch in diesem Falle das Raubtier geflohen. Zuweilen jedoch war es für das arme Opfer zu spät; so sehen wir auf einem Bilde einen ruhig und gemessen heranschreitenden Löwen, während seine hitzige Gefährtin ihm bereits vorausgeeilt ist und das Opfer angegriffen hat. Sie hat die gewaltigen Zähne und Fähe in den Hals und Raden des Tieres geschlagen, das sofort zusammenbrechen wird.

Diese charakteristischen Darstellungen nach der Natur sind, wie Dr. Hed zum Schluß betonte, um so wertvoller, als in naher Zukunft die ostafrikanische Raubtiertwelt der herandringenden Kultur erliegen wird. —

en. Die Psychologie des Schachspiels. Wer nur zu seinem Vergnügen Schach spielt, macht seine Büge mit verhältnismäßig geringer Voraussicht. In der hohen Wissenschaft des Schach aber, wie sie von den Berufsspielern gepflegt wird, werden bei jedem Zug die möglichen Konsequenzen auf beiden Seiten sorgfältig erwogen, und der Erfolg hängt geradezu von der Vollständigkeit ab, mit der dies geschehen kann. Die meiste Bewunderung erregt das sogenannte Blindlingspiel, das darin besteht, daß der Spieler das Brett gar nicht sieht und das daher eine Uebung des Gedächtnisses erfordert, die fast unbegreiflich scheint. Große Matadore bringen es fertig, in einem solchen Blindlingspiel sechzehn Partien gleichzeitig mit erfahrenen Gegnern zu spielen und davon zwölf zu gewinnen, drei remis zu machen und nur eine zu verlieren, um ein berühmtes Beispiel zu wählen. Dabei muß sich der Meister also die Stellung von jeder der 32 Schachfiguren auf jedem der sechzehn Schachbretter merken. Der ungeheure Betrag von geistiger Anstrengung, der dazu aufgewendet werden muß, kann nach der Tatsache abgeschätzt werden, daß schon nach den ersten drei oder vier Zügen auf einem Schachbrett viele Tausende verschiedener Gewinnchancen möglich sind. Der Blindlingspieler hat gewöhnlich ein bestimmtes System und darf sich keine Eröffnungen wählen, aber diese Bedingung vermindert die erstaunliche Eigenart der Leistung doch nicht erheblich. Das Schachspiel in höherer Form besteht wahrscheinlich in der Hauptsache, wenn nicht ausschließlich, im Vorstellungsvermögen, in einer Fähigkeit, die verschiedensten Kombinationen mit dem geistigen Auge zu sehen, und diese Tätigkeit erfordert eine Art und einen Grad geistiger Anstrengung, die als abnorm betrachtet werden müssen. Es handelt sich eigentlich um eine gewisse Uebung in Hervorrufen von Hallucinationen, die nur möglich wird durch eine vermutlich ganz besondere Entwicklung der über das Fassungsvermögen des Auges herrschenden Teile des Gehirns. Ist nun der Mensch, der sich dem Studium des Schach hingibt, nicht mit der nötigen Widerstandsfähigkeit gegen die Wirkung dieser besonderen Gehirnanstrengung auf andere Gehirnteile begabt, so kann der allgemeine Geisteszustand leicht Schaden nehmen. Große Schachspieler, z. B. Morphy und noch manche andere außer ihm, haben in der Tat einen geistigen Zusammenbruch bis zu einem gewissen Grade erlitten. Auch andere, die jene Fähigkeit der Vergegenwärtigung von Bildern vor dem geistigen Auge besaßen, haben unter schweren Formen geistiger Ueberanstrengung zu leiden gehabt. Ein beachtenswertes Beispiel dafür ist der englische Maler Plate. Seine Kraft, sich das Bild seiner Modelle vorzustellen, entwickelte sich mit der Zeit zu einem hallucinatorischen Verfall. Es liegt auf der Hand, daß eine solche Begabung vielfach im Leben nützlich sein kann, aber ihr Mißbrauch kann zu erstem Schaden

führen. Es läßt sich zwar auch denken, daß manche Schachspieler ganz ohne diese Fähigkeit spielen und gut spielen, für das Blindlingspiel aber ist sie unerlässlich. Die Mathematiker scheinen sie nicht häufiger zu besitzen als andere Leute, obgleich doch die Ausübung der Mathematik wohl die am reinsten geistige Tätigkeit ist, die der Mensch überhaupt betreiben kann. Es kann wohl sein, daß die Vorstellungskraft für gezeichnete Bilder die geistige Entwicklung in anderen Richtungen behindert. Napoleon soll einmal gesagt haben, daß niemand, der sich gewohnheitsmäßig mit Bildermalen beschäftigt, fähig sei, die Rolle eines Befehlshabers zu spielen. Dieser Ausspruch mag zu weit gehen, vielleicht auch nicht das Richtige treffen. Als Tatsache aber kann man es betrachten, daß das Schach, bei dem die Vergegenwärtigung geistiger Bilder am stärksten entwickelt wird, seine Gefahren sogar für die Meister des königlichen Spiels in sich birgt. Es würde interessant sein, die Entwicklung des Gehirns und namentlich der Bindungen im Hinterhaupt bei großen Schachspielern kennen zu lernen. —

**Kunst.**

e. s. Der märkische Künstlerbund stellt bei Ed. Schulte aus. Außer Kaiser-Eichberg und etwa noch Geyer und Krause, die ihre Motive der Kunst entnehmen, hastet den Künstlern — neben den Genannten noch L. Lejeune, Halle, Achtenhagen — wenig speziell lokale Charakteristik an. Ueberhaupt scheuen sich diese Maler, ihr künstlerisches Problem allzusehr zu vertiefen. Ein gewisses technisch respektables Niveau halten sie inne, das ist alles, mehr tun sie nicht. Der talentvollste in dieser Beziehung scheint Achtenhagen zu sein. Er hat auch die meisten Bilder hier. Neben Altstudien, die überwiegen, gibt er eine Reihe augenblicklich erfakter Porträts. Farblich am gediegensten ist ein kleines Bild: Erwartung, eine Dame in violettem, geblühtem Kleide im grünen Park sitzend.

Die schon früher erwähnte Böcklin-Ausstellung ist noch um ein Böcklin-Porträt, das Lenbach malte, vermehrt. Hier sieht man, wie Lenbach seine Modelle umänderte und ihnen allen seine Note verlieh. Dieser Böcklin scheint uns ein ganz anderer zu sein, als wir ihn sonst kennen. Er sieht so arrangiert aus, der typische „schöne Mann“, mit vollem Bart, wallendem Haar und dem besondern Blick, wie er aus den dem „schönen Manne“ eigenen Augen kommt. Eine Maske ist hier Böcklin übergezogen worden. Er sieht aus wie ein Romanheld von Heije.

Weitere Kollektivausstellungen — Schulte bleibt dem Prinzip treu, vieles zu bieten — zeigen Bilder von M. Fabian, der, so lange er Interieurs malt, seinen Geschmack betätigt, im Figürlichen aber leer wird, Emerit Stenberg, der Motive aus Delekarlien anjammelt, wobei er zeigt, daß ihm noch sehr viel an speziell Malerischen mangelt; er liebt eine schablonenhaft trasse Beleuchtung, die die fremdartigen Kostüme ins grelle Licht setzen soll, ohne ihre farbigen Feinheiten zu lösen; P. Neuenborn gefällt sich in exotischen Vögeln, in Nilpferden, Schweinen und anderem Getier, ohne deren extravagante Farbigkeit zu erschöpfen. Alfred Loges stellt Motive aus Holstein aus. Namentlich in den ganz einfachen Stücken haben seine Farben eine Stille, die wohl etwas für die Zukunft zu versprechen scheinen, eine eigene Note ahnen lassen, wenn die Vertiefung sich einstellen sollte.

Im Eingangsräume hängen Bilder und satirische Karikaturen von E. Stern. In seinen Bildern zeigt er einen auffallenden Sinn für den Fluß der Farben. Am charakteristischsten arbeitet er seine Art heraus in seinen Karikaturen. Hier vereint er allerlei Anregungen der letzten Jahre, ohne im Bloß-Nachahmenden stehen zu bleiben. Japanische Farblichkeit mit der bizarren Linienkunst des Engländers Beardsley. Er geht sparsam mit der Farbe um, nutzt das Papier als Untergrund mit aus, und seine Linien sind energisch und weich zugleich. Er malt Allegorien, die er betitelt „Der Reid“, „Anathem“, „Einflüsterung“. Dann weibliche Typen, denen er Anklage an die Vogelwelt mitgibt: der Schwan, der Goldfisch, der Pfau. Ein nacktes Weib auf japanischen Stöckelschuhen schlägt zwei Kesselpaaren, die zwei Männer zu beiden Seiten halten, deren Herkunft sie den samischen Gestalten der griechischen Vasen zuweist. Am feinsten präsentiert er sich in einem Blatt, auf dessen grauem Grunde in japanischer bodender Stellung eine Frau sitzt, von einem weiß stutenden Kleide leicht umrieselt. Nur der schwarze Ton des Haares und das Braun des Fleisches erhöht das Weiß, das auf der großen, freien Fläche des grauen Papiers sich wie ein Haufen von Spitzen ansammelt. Auch hier denken wir an die Japaner, die oft lieben, auf eine große Fläche eine bodende Frauenfigur, deren Gewänder mit Raffinement zusammengestellt sind, zu setzen. —

**Geographisches.**

ch. Der größte Wasserfall der Welt, ein Naturwunder, das die Niagarafälle und die Victoriafälle des Sambesi bei weitem übertrifft, ist in Südamerika entdeckt worden. Es handelt sich um die Guassufälle, auf deren Vorhandensein, wie einem Bericht der „New York World“ zu entnehmen ist, auf dem Geographentongreß in St. Louis hingewiesen wurde. Daß die Geographen die Fälle nicht schon früher kannten, erklärt sich daraus, daß sie in einem fast undurchdringlichen Walde liegen, etwa 1500 Kilometer, die mit dem Boot zurückzulegen sind, von der nächsten größeren Stadt entfernt. Senor Horacio Anajagasti, Kommissär

der Republik Argentinien, teilte darüber dem Kongreß mit: „Ich kann aus eigener Anschauung bestätigen, welche wunderbares Schauspiel die Guassufälle darbieten. Ich habe sie gemessen. Ich habe auch die Niagara- und Sambesifälle gesehen und studiert und kann daher behaupten, daß die Guassufälle die größten der Welt sind. Der Guassu bildet die letzten 110 Kilometer seines Laufes die Grenze zwischen Brasilien und Argentinien. Er windet sich durch ein bergiges zerklüftetes Land hindurch. Etwa 18 Kilometer vor seiner Vereinigung mit dem Parana fließt der Guassu außerordentlich schnell und wendet sich rechts; an dieser Stelle bildet der Fluß die Fälle. Der Abgrund, über den der Fluß stürzt, ist 210 Fuß hoch, während der des Niagara nur 167 Fuß mißt. Die Guassufälle sind 13 123 Fuß breit, also etwa 2½mal so breit wie die Niagarafälle. Man schätzt, daß stündlich 100 000 000 Tons Wasser über die Niagarafälle brausen und schäumen; für die Guassufälle beträgt aber die Wassermenge in derselben Zeit 140 000 000 Tons. Die Guassufälle sind zwar zu jeder Jahreszeit die bedeutendsten der Welt, aber das grandioseste Schauspiel gewähren sie in der Regenzeit. Während dieser Zeit steigt der Fluß oberhalb der Fälle von sechs auf zehn Fuß über eine Breite von 30 000 Fuß. Die Inseln im Fluß verschwinden, und die Fälle werden unbeschreiblich großartig. —

**Humoristisches.**

— Beim Weingroßhändler. Weinhändler (zum Kellermeister): „Dös Faßl-Wein haben wir großartig zusammengestellt: . . . Geschmack, Wulst, Farbe, alles hat er, . . . nur a paar Tröpferln „Jahrgang“ geben S' noch hinein!“

— Ein netter Arzt. „Sie kommen aber auch von Ihrem Arzte nicht weg!“

„Das ist eben ein so lustiger Herr. Um seine Besuche angenehm zu machen, erzählt er lauter Bize und da lacht man sich immer wieder krank.“

— Reporternachricht. Der Herr Professor K., eine Leuchte der Wissenschaft, ein Stern am Gelehrtenhimmel, hatte gestern beim Radfahren das Malheur, von einem Schutzmann ohne Licht betroffen zu werden. —

(„Meggendorfer-Blätter“.)

**Notizen.**

— Björnsons „Dagland“ wird jetzt am Deutschen Theater in einer neuen, vom Dichter gebilligten Fassung gespielt. Der Schluß ist geändert worden. —

— Die Uraufführung von Oskar Wildes Renaissance-Tragödie „Die Herzogin von Padua“ wird in der Uebertragung von Max Meyerfeld im November am Deutschen Schauspielhaus in Hamburg stattfinden. —

— Tolstojs Roman „Auferstehung“ ist von einem russischen Schauspieler „umgearbeitet“ worden und geht demnächst unter dem Titel „Katuscha Maslow“ in Moskau in Szene. —

— „Die neugierigen Frauen“, eine Oper von Wolf Ferrari, hatte am Schweriner Hoftheater Erfolg. —

e. Ein Honorar. Aus New York wird berichtet: 56 000 M. für vier Lieder erhält Lillian Nordica von einer Phonographen-Gesellschaft. 24 000 M. bekommt sie sofort, nachdem sie die Lieder in den Apparat hineingefungen hat; und von 1905 bis 1908 erhält sie 8000 M. jährlich. An diese Honorarzahlung ist nur die eine Bedingung geknüpft, daß die Sängerin vor dem Jahre 1908 mit keiner anderen Phonographen-Gesellschaft in Unterhandlung tritt.

— Die Kunst des Jahres. Deutsche Kunstausstellungen 1904. München. Verlagsanstalt F. Brunnmann A. G. Preis 5 M. Enthält 250 Abbildungen, die eine Auslese der besten Gemälde und Sculpturen darstellen, die auf den deutschen Ausstellungen dieses Jahres vorgeführt wurden. —

— Die Preisrichter der deutschen Kunstabteilung in St. Louis erkannten Menzel, Reinhold Vegas, Peter Breuer große Preise, Friedrich August v. Kaubach eine besondere Erinnerungsmedaille zu; viele andere erhielten goldene und silberne Medaillen. —

t. Die Gesundheitsbehörde in New York hat einen besonderen Ausschuß eingesetzt zum Studium der Ursachen der Lungenentzündung, weil die Sterblichkeit an dieser Krankheit dort dernähen zugenommen hat, daß die Ergreifung besonderer Abwehrmittel erforderlich erscheint. —

io. Die Instrumente und die Bibliothek der „Manora-Sternwarte“ auf der Insel Lussippiccolo (Sizilien) werden zum Verkauf ausgebaut. Die Sternwarte ist von Spiridion Goptschewitsch (Leo Bremier) gegründet worden. —

— Merkwürdig. In Nr. 254 der in Karlsruhe i. W. erscheinenden „Bad. Presse“ findet sich folgende merkwürdige Verkaufsanzeige: „Gänjestall, 3stücker, verschleißbarer für 5 M., sowie ein schöner schwarzer Winterüberzieher 8 M., ein ganz dunkelbrauner Radmantel 7 M. und 1 schwarzes Winterjackett 5 M., alles für das Alter von 16—17 Jahr. pass., weil zu klein, zu verl.“ —